Friedrich de la Motte Fouqué:

Die Heilung

Die Heilung

In den Zeiten des höchsten Glanzes der altfranzösischen Hofhaltung unter Ludwig XIV. lebte ein Edelmann, der Marquis de Saint Meran, der die Anmut, Geistesgewandtheit und sittliche Verderbnis der damaligen vornehmen Welt im höchsten Grade in sich vereinigte. Tapfer und galant wie seine ruhmwürdigen Ahnen, aber nicht treugesinnt und fromm wie sie, wußte er sich aus mannigfachen, oft bedrohlichen Liebesabenteuern jedesmal so herauszuwickeln, daß er noch dabei an dem gewann, was seine Zeitgenossen den Ruf eines jungen Mannes zu nennen pflegten. Dazu bestrahlte die Ehre, welche er mehrmals bei den Armeen eingeerntet hatte, seine ganze Erscheinung mit einem Glanze, davon selten oder nie die Frauen, um die er sich bewarb, unverblendet blieben, so daß er das edelste Glück eines Mannes auf Erden, einen begründeten Kriegsruhm, als einen Hauptköder für seine unwürdigen Netze mißbrauchte.

Es geschah einstmalen, daß Saint Meran in dem Gefolge eines großen Feldherrn von einer berühmten Kriegstat nach Paris zurückkehrte. Ehrenpforten wurden erbaut, Siegeskränze gewunden, viele verkäufliche Gedichte und Reden gemacht und auswendig gelernt, und auf mannigfach angeordneten Gerüsten sammelte sich die vornehme und reiche Welt der Hauptstadt, um den Einzug zu sehn. Da geriet die bildschöne und tugendhafte Frau eines Prokurators, bemüht, das Haus einer Freundin, dessen Fenster auf den Platz gingen, zu erreichen, eben als Saint Meran vorbeiritt, in ein plötzlich entstandnes Volksgedränge. Ängstlich, einer Ohnmacht nahe, rief sie um Hülfe, und leicht gelang es dem angesehenen Marquis in seiner prächtigen Uniform, ihr Raum zu verschaffen. Alsbald die Schönheit seiner Geretteten gewahrend und aufs heißeste davon entzündet,

sprang er vom Pferde, bot ihr den Arm und führte sie unter Beteuerungen, er könne sie unmöglich schutzlos verlassen, ein prächtig verziertes Gerüste hinauf, wo er einige vornehme Damen seiner Bekanntschaft wahrgenommen hatte. Diesen empfahl er die schöne Hülfsbedürftige aufs dringendste und zarteste, bittend, daß man sie nach der Feierlichkeit wieder in ihre Wohnung, die er bei dieser Gelegenheit anständig erfragen konnte, zurückbegleite. Die Damen hätten den Marquis vielleicht lieber ohne seine Schutzbefohlne gesehn; auf manchen Gesichtern regte sich ein Zucken, das die anmutigen Züge, von Gott und der Natur verliehen, häßlich zu entstellen drohte; aber man mochte unterschiedliche Ursachen finden, den Marquis zu schonen, und willigte aufs höflichste ein, wonach er freundlichen Abschied nahm, sich wieder auf sein geschmücktes Roß warf und es im schnellsten Laufe dem Feldherrn nachfliegen ließ.

Erst lange nachher gewann die arme, blöde* Manon – so nannte sich die schöne Frau – Mut genug, eine ihrer Nachbarinnen leise und demütig zu fragen, wie ihr vornehmer Retter geheißen sei. Der Name Saint Meran klang in ihr Ohr. Sie hatte seinen Ruhm in öffentlichen Blättern vernommen, seine Verworfenheit hatte kein Stadtgespräch der stillen Bürgerin verraten, und fast meinend, den Amadis von Gallien, dessen uralte Heldentaten oft blühend durch ihre Einsamkeit zogen, oder irgendeinen der edelsten Ritter Karls des Großen wieder belebt vor Augen gesehn zu haben, gelangte sie endlich im tiefen Sinnen nach ihrer Wohnung zurück.

Ach, wie hatte sich ihr diese verändert, obgleich noch alles ebenso war, wie sie es vor wenigen Stunden verlassen hatte. Eng und dumpfig schien ihr das Zimmer, dessen reinliche Behaglichkeit ihr sonst so lieb gewesen war, ärmlich, unzulänglich und gebrechlich alles Geräte, und in der Tat wollte auch das Bild des reichgeschmückten, siegfunkelnden Offiziers gar nicht in alles dieses hineinpassen. Was aber das schlimmste war, so kam ihr die schlichte, oftmals recht witzige Frohherzigkeit ihres Mannes, die Gefährtin eines guten Gewissens und altfranzösischen Bürgersleuten sehr eigen, nicht mehr so

* Hier: schüchterne.

anmutig vor als sonst. Ja, sie verschloß heut ihren Sinn bisweilen absichtlich vor seinen Späßen, etwas Störendes und Widerwärtiges darin wahrnehmend. Ein kleines Familienfest, das der freundliche Prokurator eben an diesem Tage veranstaltet hatte, um sich nach seiner Weise über den Sieg so gut zu freuen als sein König, machte bei Manon nur Übel ärger. Wie mit tausend Banden fühlte sie sich durch Muhmen und Vettern und Basen an dieses unscheinbare Dasein geknüpft, während ihr aus weiter Ferne der Marquis vor dem Geiste schwebte, bald in goldnen Gemächern, redend und lachend mit edlen Damen, ja wohl mit der Königin selbst, bald wieder als Oberst an der Spitze seines Regiments, es richtend, es anredend und dann rufend: „Chargez, mes enfants, chargez!"* und mit einem gewaltigen Reiterchoc** den Feind aus dem Felde treibend. Aber man ließ sie nicht lange ungestört in ihren Träumereien. Sie war das Juwel der ganzen Familie und mit unendlicher Liebe von jedem einzelnen dafür anerkannt; zudem war ihr Abenteuer von heute früh kundgeworden, und nun sollte Manon bald hier erzählen, und Manon bald dort, wie es eigentlich damit zugegangen sei, und die Verwunderungen und Ausrufungen und zehnmal wiederholten Fragen darüber fanden kein Ende, sich in der französischen Lebhaftigkeit und Neubegier wie vor einem hundertfachen Echo gestaltend.

Kaum war Manon wieder in ihrem engen Häuschen allein, so flüchtete sie zu dem alten Ritterbuche „Amadis von Gallien" und folgte ihm, den sie in den Marquis von Saint Meran umgestaltet hatte, durch alle Helden- und Liebesabenteuer mit unauslöschlicher Sehnsucht nach. So emsig hatte die immer schon berühmte Leserin noch nie gelesen. Ihr argloser Mann begnügte sich mit einigen lustigen Scherzworten darüber und ließ sie gewähren.

Aber war es nicht, als habe sich der „Amadis von Gallien" in ein Zauberbuch umgestaltet? Schon am nächsten Tage, als die emsig Lesende vor einem leisen Klopfen an der Tür und des Prokurators Rufen: „Herein!" unwillig aufblickte, stand der leuchtende Held und Höfling wirk-

* (franz.) „Greift an, meine Kinder, greift an!"

** Zusammenstoß der Reiter im Gefecht.

lich vor ihren in süßem Liebesschreck starrenden himmelschönen Augen. Er grüßte sie anmutig und wandte sich dann mit vornehmer Sicherheit an den Prokurator, ihn in irgendeinem Geschäft zu Rat ziehend. Nach der ersten Überraschung erwies sich der Bürgersmann sehr freundlich und zutätig gegen den, welchen er für einen höchst edlen Herrn und Ritter ansah, um so mehr, da er glaubte, Saint Meran habe ihm sein über alles liebes Weib gerettet und erhalten. Seinem Dank dafür begegnete der Marquis mit wenigen, ablehnenden Worten, aber es waren Funken in Manons Brust.

Von diesem Tage an kam Saint Meran fast täglich, teils die Geschäfte mit dem Prokurator mannigfach verwikkelnd, teils überhaupt mit leichter Unbefangenheit tuend, als müsse es eben so sein, und dadurch jeden Zweifel und jede Bedenklichkeit zunichte machend.

Ach, arme Manon, wie bald warst du verloren! Führte dich ja doch alles in den Abgrund, was du als Wegweiser zum Himmel betrachtetest: Ritterlichkeit, Schönheit, edle Sitte und Poesie. Denn wie weit auch Saint Meran von dem Pfade der großen Vorzeit innerlich abgewichen war, ward es ihm doch leicht, sich in alles zu finden, was noch von da herüberklang. Die schönen Sagen von einigen wunderbaren Helden seines Stammes, ihm in früher Kindheit von einem alten vielgetreuen Diener vorerzählt, vollendeten bei Manon die Abgötterei für ihren glänzenden Liebling, und bald blieb auch dem armen, liebenden Bürgersmann, den man nun nicht mehr den frohherzigen nennen konnte, kein Zweifel über sein Unglück mehr übrig.

Die Ehre, jedes echten Altfranzosen untrennbare Begleiterin, wohnte und glühte auch in seiner Brust. Da raffte er eines Tages zusammen, was ihm noch von Kraft und Heiterkeit geblieben war, trat, als eben Saint Meran in die Türe kam, zwischen ihn und die schuldige Gattin und sagte: „Ich bitte den edlen Ritter, mir diese vornehme Prinzessin aus meinem kleinen Bürgerhause zu führen, das keinen Platz mehr für ihre Hoheit hat. Denn, wahrhaftig, Dame, außer Euch wohnt noch eine im Hause; die einzige, die ich lieber habe als Euch. Man heißt sie die Ehre, und sie liegt mir Tag und Nacht in

den Ohren, nun könne sie sich nicht länger mit Euch vertragen. Tut mir also den Gefallen – den letzten Gefallen auf Erden – und zieht schleunigst aus." – Er wollte lachen und brachte es auch endlich dahin, aber zwei helle Tränen standen ihm zugleich in den Augen.

Manon war doch sehr erschrocken, Saint Meran schien ihn durch einen Blick auf den Degen einschüchtern zu wollen, aber der Prokurator erwiderte: „Herr Marquis, jeder ehrliebende Bürger hat desgleichen im Hause, und, weil Ihr gewiß sehr viel besser fechtet als ich, würde es mir eine große Ehre sein, von einer so vornehmen und berühmten Hand zu sterben."

Da wandte sich der Marquis stolz und achselzuckend von ihm ab und sagte mit unbeschreiblicher Anmut: „So gehörst du nun ganz dem Schutz deines Ritters an, liebe Manon?" – Sie legte sich heißweinend in seinen Arm, und er führte sie in den vor dem Hause wartenden prächtigen Wagen. Noch rief der Prokurator nach: „Ach Manon, Manon, ziehe doch um Gottes willen zu deiner Muhme! Soll denn von nun an Frau Ehre jegliches Dach verlassen müssen, unter welchem du wohnst?" – Die Geblendete hörte nicht, der Wagen rollte fort. Da berief der Prokurator seine und Manons Anverwandte und machte ihnen bekannt, wie alles gekommen war. Sie gaben ihm einstimmig recht und blieben auch allzumal verträglich und gut miteinander, aber die kleinen Familienfeste hatten weit ein andres Wesen angenommen, und Manon hätte sich nun nicht mehr über deren Lebhaftigkeit beklagen dürfen, am allerwenigsten aber über des armen Prokurators Lustigkeit.

In Saint Merans Hotel aber ging dafür ein sehr ergötzliches Leben auf; ja, wäre nicht die Sünde dessen Grundstein gewesen, man hätte etwas Hohes und Edles dabei wahrnehmen können. Denn nicht begnügte sich Manons wunderbare und erhabne Phantasie mit den kleinlichen Genüssen des Wohllebens und der Pracht wie jene, schon sehr gesunkne Zeit Frankreichs sie zu bieten vermochte. Das Leben einer edlen, begeisterten Herrin aus der Heldenzeit wollte sie führen, und ein glänzender, sieghafter Rittersmann sollte ihr Liebling sein. Daher gewannen alle Feste, die ihr Saint Meran gab, ein feierli-

ches, unerhörtes Ansehn, und deren Hälfte nahmen immer kriegerische Übungen zu Roß und Fuß ein, wozu sich der prachtvolle Lustgarten des Marquis sehr gut eignete. Oft ward der liebeglühenden Manon das Glück zuteil, ihrem Freunde den ersten Dank überreichen zu können, wie unparteiisch und strenge sie auch ihr Amt als Kampfrichterin verwaltete. Sie herrschte hier um so unbeschränkter, da sie natürlich immer die einzige Dame in der Gesellschaft blieb, über andre gefallne Frauen fast ebenso hoch erhaben, als sie tief unter frommen und getreuen Weibern stand. So kam es denn auch, daß sie sich eine ganz eigne Tracht ersann und kein Geschenk, keine Bitte ihres Geliebten sie vermochte, der üppigen Wunderlichkeit des damaligen Modegeschmakkes zu frönen. Lang und sittig und einfach umwallten sie meist immer Gewande mit hohen Spitzenkragen um Hals und Brust, und nur darin gab sie bisweilen den Wünschen Saint Merans nach, daß sie ihr wunderschönes schwarzes Haar frei über den Rücken hinrollen ließ, doch auch nur dann, wenn sie mit ihm ganz allein war. Bei Festen erschien sie immer wie das ins Leben getretne Bild einer Ritterdame.

Zu Anfang konnten Saint Merans Freunde nicht umhin, untereinander über den wunderlichen Putz der neuen Gebieterin ihres Gefährten zu spotten, wie auch über die endlosen Carousselritte und Rapiergefechte, welche deren Laune herbeiführte. Aber es war bald, als wehe der Geist ihrer Väter die Jünglinge auch noch in ihren Ausschweifungen scheidend an. Man hielt es nach und nach für eine Auszeichnung, zu den Kampfübungen bei Saint Meran zugelassen zu werden, und für eine Glorie, einen Kampfpreis aus den Händen der schönen, wundersamen Herrin zu erringen, und überhaupt ließ sich nicht ableugnen, daß in der kurzen Blütenzeit dieser Liebe von hier aus ein Gefühl für Ritterlichkeit und edle Sitte sich über den jungen Hofadel verbreitete, das selbst in manches ernstere Verhältnis wohltätig, wenn auch leider nur vorübergehend, eindrang.

Manon selbst beschränkte ihre Wünsche nicht auf dieses anmutige Feenleben. Vielmehr trieb sie oftmals ihren Liebling mit glühenden Worten hinaus an die

Grenzen des Reiches, eben wenn man eine nahe Hauptschlacht bei den Heeren erwartete oder den Sturm auf eine feindliche Festung. Und wenn er dann sieggekrönt, bisweilen auch leichtverwundet, wiederkam, feierte sie ihr Glück mit so herrlichen und sinnreichen Festen, daß auch die blödesten und nüchternsten Gemüter davon entzündet wurden.

Saint Meran lebte Tage, wie sie sein bisheriges leichtfertig konventionelles Dasein nie gekannt hatte; aber auch das Schönste, wenn es aus den Fluten des Verderbens emporsteigt, muß in dieselben wieder untersinken, und sei es die gefeierte Göttin Anadyomene selbst.

Das Hohe und Edle oder auch das ihm nur Verwandte hat übrigens in einer launischen Modenwelt nicht nur gleiches Schicksal mit andern Moden, sondern vergeht auch meist noch immer früher als diese, indem die schwachen Gemüter bald etwas Unheimliches dabei ahnen. So fing man auch an, sich von des Marquis Saint Meran Festen abzuwenden, wie man sich ihnen erst zugewandt hatte, nur war den Leuten jetzt natürlicher zumut bei ihrem Beginnen, und sie wurden deshalb um so leichter damit fertig.

Da gab es denn der guten Freunde viel, die dem Marquis sehr klar bewiesen, daß eine zu beharrlich fortgesetzte Grille für den, welcher sie hege und pflege, ein Stein des Anstoßes sei in der guten Gesellschaft, so interessant er auch dadurch für eine kurze Zeit erschienen sein möge, und daß es ihm nun gezieme, seinen Roman mit der wunderlichen Prokuratorsfrau zu beenden.

Konntest du dem einförmigen Rabengekrächze Gehör geben, Jüngling, den die Liebe und die Ritterlichkeit doch einmal angehaucht hatten? Ach ja, du konntest es und bewiesest dadurch die grund- und bodenlose Tiefe deiner Verderbnis.

Wie mögen seine frommen, im Dienst Gottes und ihrer Damen gestorbnen Altvordern auf ihn herabgesehn haben, als er, unter einem nichtigen Vorwande auf ein entlegenes Schloß gereist, einen unseligen Brief an seine Geliebte schrieb, mit weltklugen Redensarten angefüllt – man benannte dergleichen zu jener Zeit mit dem ehrwürdigen Namen Philosophie – und ihr aller-

hand Erdenherrlichkeiten anbot, damit ihre unsterbliche Seele doch ja vollends untergehn möge!

Aber Gott der Herr sorgt besser für die Seinen, für die Verirrten. Einen entsetzlichen Boten sandte er der armen Manon, dauernder als Ohnmacht, furchtbarer als Tod, aber doch sie rettend vor tieferm, sündigerm Fall. Es war der Wahnsinn. Nur noch eben hatte sie Zeit, den Brief ihres Verführers zu beantworten, als schon ihre Sinne vor dem unerhörten Umschwung ihres ganzen Lebens und Sinns sich in unlösbare Zweifel und Ängste verwirrten. Saint Meran, alsbald davon benachrichtigt, zu weichlich, ihren Anblick zu ertragen, nicht schlecht genug, ihre Pflege einem Irrenhause zu überlassen, gebot, sie auf eines seiner Güter in der Provence zu führen und sie dort mit möglichstem Anstande zu verpflegen. Der Wagen, in welchem die Unglückliche, seltsame Lieder vor sich hin summend, aus dem Orte ihres bisherigen Schwelgerlebens fortfuhr, begegnete dem Leichenzuge des armen, ehemals so fröhlichen Prokurators.

Es vergingen manche Jahre seitdem. Saint Meran pflegte sich zu gewissen Zeiten, fast wie schuldigermaßen, nach dem Ergehn seines schönen Opfers zu erkundigen, worauf er immer die Antwort erhielt, es sei alles beim alten, und die geschicktesten Ärzte wüßten von keiner möglichen Heilung mehr. Dann stürzte er sich nur noch ausgelassener in die wildesten und weichlichsten Vergnügungen, und wenn er irgendeinmal nach jener fernen Besitzung reiste, nahm er sich sorgfältig in acht, daß ihm die arme Manon nicht zu Gesichte kam.

Eines schönen Herbstes hatten ihn die wiederholten Einladungen eines Genossen seiner Ausschweifungen in die Provence auf ein Gut desselben gelockt, wo man sich der Jagdlust und mannigfachen erlesenen Schwelgereien ergab, und Saint Meran konnte anstandshalber nicht umhin, die Gesellschaft auch auf sein naheliegendes Schloß, der unglücklichen Manon Wohnort, einzuladen. Jetzt waren schon alle Befehle zum Empfange der Fremden auf morgen vorausgesandt, und der Marquis saß nach der Abendtafel noch ganz allein mit dem Wirte des Hauses in einem Gartensaal am Kaminfeuer, nach-

dem sich die übrigen Gäste zur Ruhe begeben hatten. Es war unter den beiden Vertrauten die Rede von einer Liebschaft, die Saint Meran mit einer vornehmen Dame des Hofes angezettelt hatte und dabei schändlich hintergangen worden war. Nun gedachte er, halb lachend, halb ärgerlich, seinem Genossen einige Beweise der Doppelherzigkeit jenes Weibes vorzulegen, und ließ sich von seinem Kammerdiener die Schatulle bringen, welche mannigfache Liebespfänder und galante Botschaften enthielt. Aber kaum hatte er in dem zierlichen Behältnis zu suchen angefangen, so behielt er ein kleines Blättchen Papier, welches ihm zufällig vorgekommen war, nachsinnend in der Hand, faltete es dann langsam auseinander und überlas die wenigen Zeilen aber- und abermals, wobei sich eine zunehmende Blässe über seine Wangen legte.

Auf die Fragen des staunenden Vertrauten erwiderte er: „Ich weiß selbst nicht, wie es mich so ergreifen kann. Es ist weiter nichts als Manons letztes Billett, eine Antwort auf meinen letzten Brief, und dazu eine recht unverständige, so daß ihr dabei die Krankheit wohl schon den Kopf verwirrt haben mag –"

„Sie war ja immer etwas verwirrt", entgegnete der Vertraute, sich in seinem Sessel dehnend.

„Jawohl, jawohl!" rief der Marquis, bemüht, in die vorige Fassung und auf die angefangne Geschichte zurückzukommen, aber die Augen blieben ihm wie gebannt an das Blatt; er schwieg wieder eine lange Zeit und sagte endlich mit gezwungner Leichtigkeit: „Da ich das seltsame Geschreibe doch einmal in der Hand habe, will ich dir's lieber vorlesen. Höre zu." – Und er las:

„Saint Meran! Saint Meran! Frankenritter edlen Blutes, du sonder Furcht und Tadel, du zierlicher*, Frauen dienender Held! Saint Meran! – Aber du hörst mich wohl nicht, wie ich auch nach dir rufe, denn die Welt hat sich umgedreht, und du stehst nun gerade am entgegengesetzten Ende. Warum denn blieb ich allein, ach ganz alleine stehn! – Wirst du mein Rufen nie aus meiner kalten, finstern Wüste herüber vernehmen? Nie wieder er-

* Hier: strahlender, glänzender.

stehn in deiner lieblichen Heldenpracht, du edler Frankenritter Saint Meran?"

Der Marquis ließ die Stimme bei den letzten Worten unwillkürlich sinken, daß es klang, wie ein leise, fern herüberhallendes Echo. Seinen Vertrauten schien ein kleiner Schlummer anzuwandeln, aber Manons Liebling merkte nichts davon, in tiefen, sich selbst halb unverstandnen Gedanken hinstarrend.

Da war es, als klinge auch aus dem Garten herüber das Echo der letzten Worte des Briefes; nur sehr hohl und dumpf, beinahe drohend, wehte es gegen die Scheiben: „Frankenritter Saint Meran!"

Wild, mit Blitzesschnelle, hatte der Marquis eins der niedrigen Fenster aufgerissen und in die Nacht hinausstarrend sah er eine weiße Gestalt, furchtbar von vielen dunkeln Schleiern umweht, durch den finstern Herbstessturm hinwandeln oder hinschweben. Sie war ganz nahe bei ihm, sie streckte mit einer zornigen Bewegung die Arme nach ihm aus, als wolle sie ihn fassen und zu sich hinausreißen – übermannt von Entsetzen stürzte er zurück und schlug das Fenster zu.

Sein Gefährt, im Halbschlummer nichts von den Tönen im Garten vernommen habend, fuhr erschreckt in die Höhe, und, wie es wohl bisweilen auf eine unbegreifliche Weise zu ergehn pflegt, einem ward vor dem Entsetzen des andern angst. Kein leichter Scherz, kein loses Vernünfteln wollte aufkommen; ohne weitere Erklärung sagte man sich eilig gute Nacht und war froh, als die herbeigeklingelten Bedienten mit vielen Lichtern erschienen.

Saint Meran konnte den Gedanken nicht loswerden, Manon sei in dieser Nacht gestorben. Unter dem Vorwand, für die Bewirtung der Gesellschaft besser zu sorgen, sprengte er wie im Fluge in der Morgendämmerung nach seinem Schlosse voraus, und seine erste Frage war nach der Kranken. Wie ihm aber der Intendant des Hauses feierlich versicherte, sie lebe und hinzufügte, es sei überhaupt nichts Ungewöhnliches mit ihr vorgefallen, gab sich auch Saint Meran wieder zur Ruhe, seine eigne Gespensterseherei verlachend und voll des alten Leicht-

sinnes nur an die heutige Jagd denkend und an das prächtige Bankett, welches dieselbe zu krönen bestimmt war.

Gewissermaßen hatte der Intendant wahr gesprochen. Allerdings lebte Manon, und es war auch eben nichts ganz Ungewöhnliches mit ihr vorgefallen. Denn schon öfter war es geschehn, daß ihre stille Melancholie vor wahnsinnigen Gebilden zu den wildesten phrenetischen Ausbrüchen emporglühte und es die Arme alsdann mit entsetzlicher Gewalt in Nacht und Dunkel hinaustrieb, meist durch die wildesten Gegenden der nahen Berge fort, wo man sie immer erst nach mehrern Tagen vergeblichen Suchens wiederfand, erschöpft und sanft, und sich gern heimgeleiten lassend in ihr ödes Zimmer. Auch eine sorgfältigere Aufsicht, als man hier der Kranken angedeihen ließ, würde sie schwerlich in solchen wilden Zeiträumen ganz haben von ihren Irrgängen abhalten können. Jede List, die sie sonst in Ritterbüchern bei Entführungen gefunden hatte, kam ihr dann in den Sinn, und von einem sehr mächtigen Ahnungsvermögen unterstützt, wie auch von der entsetzlichen Kühnheit und Körperkraft, die Rasenden immer beiwohnt, führte sie auch das Unerhörteste mit Leichtigkeit aus. Gerade am Abende vorher hatte sie wieder ihren Verwahrsam durchbrochen und war ohne Zweifel dem Marquis an den Fenstern des Gartensaales erschienen. Mit je ungewohntem Eifer er nun nach ihr gefragt hatte, je mehr war der Intendant bemüht, ihm die Wahrheit nur halb vorzubringen, und schickte jetzt noch einige Leute über die gewöhnliche Anzahl nach ihr aus, zugleich mehrern vertrauten Jägern die Gestalt des seltsamen Wildes, falls sie etwa irgendwo seine Spur fänden, genau beschreibend: hoch und hager und lang seie sie anzusehn, wenige Spuren der vormaligen Schönheit mehr, mit abscheulich großen, in der Wut immer rollenden Augen, in zerrissene weiße Gewänder gekleidet, ihr wuchernd reiches, kohlschwarzes Haar verwirrt auf allen Seiten umherflatternd; doch solle man sich in acht nehmen, ihr nicht einzeln zu nahe zu kommen; sie habe in ihrem jetzigen Zustande Kräfte über einen starken Mann wie der Falke über ein kleines Wild.

Der Marquis, derweile mit seinen Gästen frühstük-

kend, schlug diesen vor, heute einmal die zur Jagd bestellten Treiber wegzulassen; in seinen Bergforsten gebe es des Wildes so viel, daß keinem Weidmanne sein Spiel fehlen könne, und mit unendlich reichern Erzählungen von allerhand Abenteuern werde man zusammentreffen, wenn man sich ohne weiteres, jeder nur mit seiner Flinte und seinem Hunde, nach Belieben ganz allein oder in kleinen Abteilungen durch die Täler hinausmache; für die in diesen Gegenden fremden Gäste sei durch die Menge seiner Jäger und notfalls durch andre Boten gesorgt, so daß auch niemand allzuspät zum fröhlichen Mahle heimgelange. – „Da sieht man wieder den fahrenden Ritter Saint Meran aus weiland Frau Manons Zeiten her!" rief einer lachend; aber ein unwilliger Blick des Marquis, den er vergeblich zu unterdrücken strebte, zeigte, wie sehr ihn dieser dreiste Scherz verletze, und man beeilte sich um so mehr, aufs bereitwilligste in seinen Vorschlag einzugehn. Nach wenigen Minuten war bereits die ganze Jagdgesellschaft auf verschiednen Pfaden, lustig eine Partei von der andern Abschied nehmend, gegen die waldigen Höhen im Anzug.

Der Intendant sahe ihnen mit einiger Besorgnis nach, fürchtend, es könne auf diese Weise irgendein Unfall mit der Wahnsinnigen im Gebirge vorkommen, aber er wagte es nicht mehr, sich seinem Herrn zu entdecken, und überließ alles dem guten Glück.

Was der Intendant mit dieser Benennung meinte, hatte jedoch heute die Hand nicht im Spiele, wohl aber etwas unendlich Höheres und Geheimnisvolleres. Denn als der Marquis auf schwindlig luftigem und schmalem Fußsteige ganz allein um einen Felsenvorsprung herumbeugen wollte, kam ihm sein vorausgelaufner Hund heulend und zitternd entgegen, und hinterdrein schritt mit langen, langsamen, weitgreifenden Schritten die rasende Manon und hatte den ehemaligen Geliebten augenblicks in ihre Arme gefaßt in aller unwiderstehlichen Kraft des Wahnwitzes, gerad in seine Augen hineinstarrend mit ihren aus den Kreisen gewichnen Augensternen, während das reiche, nun so gräßliche schwarze Haar wie ein Mantel von Rabenfittichen umhüllend über beide hinflatterte. Ach und in all der Entstellung erkannte er beim

ersten Anschauen die einst so innig geliebte, die von ihm selbst zur Furie umgezauberte Gestalt. – Da wirrte auch um ihn der Wahnsinn seine grausen Schlingen, oder vielmehr der Blödsinn, denn der plötzliche Geistesschlag zerrüttete ihn dergestalt, daß er fast besinnungslos in den Abgrund hinuntergetaumelt wäre. Die arme Manon aber lud ihn, plötzlich still geworden, auf ihren Rücken und trug ihn sorgsam nach der Gegend des Schlosses zurück.

Der Hund war indes mit ängstlichem Winseln nach Hülfe umhergerannt, und als er einige Jäger des Marquis antraf, leitete er sie auf die rechte Spur. Man denke sich deren Entsetzen, als sie ihren Herrn auf diese Weise und in der Gewalt der ihnen vom Intendanten so furchtbar beschriebnen Wahnsinnigen antrafen. Noch zweifelten sie, was sie zu seiner Rettung beginnen sollten, da ließ ihn Manon sanft und sorglich unter einen schattigen Baum auf das weiche Moos niedergleiten, setzte sich neben ihn und winkte die Jäger mit freundlichem Ernst zu sich heran.

„Schöpft Wasser aus dem Quell dort unten", sagte sie zu dem einen. „Kaum funfzig Schritte von hier trefft Ihr den Fußsteig, der hinableitet." – Staunend und wie von dem Willen der mächtigsten Herrin getrieben, tat der Jäger nach ihrem Gebot, während sie die übrigen anstellte, eine Tragbahre zu fertigen und ihnen dabei mit besonnenen Ratschlägen an die Hand ging. Zu gleicher Zeit flocht sie ihr wildes Haar und wand es, so gut es sich tun ließ, um ihr Haupt, ohne dabei den Kranken auch nur einen Moment aus den Augen zu verlieren, bei dessen leisester Bewegung zu jedweder Hülfleistung bereit.

Saint Meran erwachte endlich, aber in dem Zustande eines albernen Kindes. Ohne Ursache bald weinend, bald lachend, alle Züge des dumpfesten Blödsinnes auf dem einst so erhaben anmutigen Gesicht, ließ er sich auf die Tragbahre legen und nach dem Schlosse schaffen. Manon ging tröstend beiher. Die Stellen waren gewechselt unter den beiden, aber wo Saint Meran als ein leichtsinniger Tor erschienen war, erschien Manon als ein hülfreicher, verzeihender Engel.

Wie schnell die vergnügensüchtigen Freunde auf dem

Schlosse des Kranken auseinanderstäubten, wie bald die nur um Sold arbeitenden Ärzte aus der Nähe den Armen für unheilbar erklärten und wie wenig man in Paris daran dachte, irgend etwas für ihn zu tun – soll ich es noch erst weitläuftig erzählen? Ich meine, der trübe Weltlauf jener verruchten Zeit sei schon genugsam bekannt.

Aber Manon gehörte nicht in eine solche Zeit, nicht in einen solchen Weltlauf. Geheilt von dem Augenblicke an, wo der Geliebte hülfsbedürftig in ihre Arme gesunken war, weihete sie ihr ganzes Leben seiner Pflege; nur den Todestag des armen Prokurators ausgenommen, wo sie mit sich und ihrer Buße allein in ihrem Zimmer verschlossen blieb. Wenn sie alsdann wieder in das Krankenzimmer trat, war es rührend anzusehn, wie der Blödsinnige ihr die Hände kindlich entgegenstreckte und freudeweinend stammelte: „Wo gewesen, lieb Manon? Wo so lange gewesen?"

Dann streichelte sie freundlich seine Wangen und wiegte ihn mit artigen Märchen, sang ihn mit lieblichen Liedern in einen erquickenden Schlaf.

Jahre kamen, und Jahre gingen, das Alter begann schon die Locken des Kranken zu bleichen und die Züge in Manons wieder aufgeblühter Schönheit zu wandeln, aber Saint Merans Zustand war nun und immer derselbe geblieben, nun und immer dieselbe Manons freundliche Sorgfalt. Da geschah es, daß eines Morgens unfern vom Schlosse ein Kavallerie-Regiment mit lustigem Trompetenschall vorüberzog. Der kriegerische Laut drang bis in das Krankenzimmer; lauschend richtete sich Saint Meran auf seinen Decken empor, ein Abglanz der vormaligen Ritterglut flog über sein bleiches, gealtertes Antlitz, und sich achtsam auf etwas besinnend, rief er endlich mit ohnmächtiger Stimme: „Regiment, en avant, marche!"* – Dann sank er mit dem vorigen kindischen Lächeln wieder zurück und schlief, wie nach einer großen Anstrengung, ermattet ein.

Aber für Manons zarte Liebe und Treue war aus diesem Funken ein Hoffnungsstrahl aufgeleuchtet, und sie verfolgte sinnig die Bahn, welche er anzudeuten schien.

* (franz.) „Regiment, vorwärts, marsch!"

In unterschiedlichen Zwischenräumen vernahm jetzt der Marquis bald hier, bald dort unvermutet Trompetenklang, und immer bemerklicher ward davor die augenblickliche Veränderung seiner Züge; auf immer mehr Kommandowörter, alle zum Vorrücken und zur Anordnung eines Angriffs, schien er sich zu besinnen, und manchmal, wenn er aus dem Schlaf erwachte, sang er mit erstärkter Stimme Strophen aus fröhlichen Soldatenliedern. Da legte ihm Manon einst während eines erquicklichen Nachmittagschlummers seinen Degen über das Bett. Sowie er aufsah, faßte er nach der edlen Waffe, zog sie heraus und spiegelte sich verwundert und kopfschüttelnd in dem leuchtenden Stahl. Dann ihn befühlend, hielt er bei einigen Scharten inne, dachte mit sichtlicher Anstrengung nach und nickte mit dem Kopfe wie jemand, der sich auf etwas besonnen hat, worauf er, statt, wie gewöhnlich nach solchen Anregungen, in den Schlaf zu sinken, aufsprang, den Degen in die Scheide fallen ließ, ihn sich umgürtete und mit stattlichen, stolzen Schritten auf und nieder ging.

Am nächsten Abende hatte es Manon veranstaltet, daß junge, freudig wiehernde Rosse vor seinen Zimmern auf und nieder getrabt wurden. Eilig, mit funkelnden Blikken, sprang er aus dem Fenster, gürtete dann seinen Degen wieder um und bot Manon, sich galant verneigend, den Arm, um sie nach dem Garten hinauszuführen. Freudentränen in den Augen ergab sie sich dessen Leitung, den sie bisher zu gängeln genötigt war, und betete in ihrem Herzen brünstig zu Gott, er möge diesen Abend, zu einem entscheidenden Versuche bestimmt, seiner Segnungen würdigen.

Kaum hatten beide in einer Laube, unfern von den mutig getummelten Rossen, Platz genommen, so ertönte auf einen Wink Manons aus vielen bereitgehaltnen Trompeten schmetternd und jubelnd der alte Marsch von Saint Merans Regimente, der Marsch, mit dem der tapfre Ritter so oft dem Sieg entgegengezogen war, so oft mit ihm den errungnen Sieg begrüßt hatte und gefeiert. Und wie er sich vor diesen Tönen freudig und stolz emporrichtete, einem erwachenden Adler gleich, traten vor den Eingang ein Wachtmeister und sechs Reiter sei-

nes Regiments, alles narbige Invaliden, ihm von manchem heißen Tage her bekannt, in der vollen Regimentsuniform, und riefen ihrem heldenmütigen Obersten ein lautes „Vivat!“ zu.

Es war geschehn, der blöde Wahnsinn zersprengt, der kühne Geist wieder in seiner angebornen Kraft. Und selig weinend sank Manon zu seinen Füßen, und feuchten Auges küßten die greisen Kriegsgenossen seine Hände. Er aber hub seine Retterin ernst und feierlich in den wieder stark gewordnen Armen hoch empor, den verklärenden Abendlichtern entgegen, und rief in den Trompetenjubel seines Regimentsmarsches hinein: „Dieser Engel hat sich dem Frankenritter Saint Meran entzaubert und soll, nächst Gott, über ihn gebieten immerdar.“ – Dann ließ er sie wieder herab, senkte sich vor ihr auf ein Knie und warb in sittiger Demut um ihre Hand. Die schöne, älternde Frau neigte sich mit überirdischem Lächeln zu dem greisenden Werber herab, und herzlich betend standen die gerührten Kriegsleute umher.

Bald darauf ward die Hochzeit gefeiert. Das Landvolk tanzte vor dem Schlosse; Gäste waren der einsegnende Priester und Saint Merans sieben tapfre Waffengenossen. Noch lange empfand die umliegende Gegend dankbar den Segen, welchen der edle Schutzherr und seine fromme Hausfrau verbreiteten, und in der Tat sahe man, während des Lebens der beiden, in diesem kleinen Winkel Frankreichs die glückliche Zeit der schönen alten Ritterwelt unter Beherrscher und Vasallen wieder daheim.